

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 41.

Halle a. d. S., Sonntag 14. Oktober.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Schluß.) — Die Wirthshäuser im Alterthum. Von S. Griebenow. — Land- und Hauswirtschaft: Die Hamster-Verilgung. — Schach. — Räthsel. — Parallelen: Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

## Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Schluß.)

Aber Evy hielt es nicht lange aus; das Herz that ihr zu weh, Kopfste in ungestüm; es war, als ob sie in dem niedrigen, luftlosen Zimmer ersticken müßte. Sie stand wieder auf und ging hinunter; aber nicht zu Wulf und dem Onkel, die sie in der Laube sprechen hörte, sondern zur Hintertür hinaus in den Obstgarten, durch den sie auf einen schmalen, zwischen Weinbergsmauern aufsteigenden Weg gelangte.

Auf ihm stieg sie, von Herzensumruhe getrieben, ohne rechts oder links zu sehen, hastig aufwärts, bis die Weinbergsmauern aufhörten und ihr Weg auf einen weiten, von Wald begrenzten Ager mündete, und nun, als sie umschauend stehen blieb, fühlte sie, daß ihr die Knie den Dienst verweigerten; sie konnte plötzlich nicht weiter, sank auf den von Unkraut und Brombeergerank überwucherten Steinhaufen, der ihr zur Linken an der Mauer lag, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus, Thränen nervöser Abspannung sowohl wie tiefen Herzeleids — um die Trennung von dem Kinde, der Mutter, der Heimath, vor allem um den bevorstehenden Abschied von Wulf, den sie mit seiner Seelenlast allein lassen mußte.

Plötzlich fuhr sie auf, — aus den Fenstern eines unscheinbaren Häuschens, das hinter ihr innerhalb des Weinberges stand, erklangen mächtige Akkorde und dann setzte eine volle Sopranstimme ein: „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen dir Hilfe kommt . . .“

Wo hatte Evy diese inbrünstige Mahnung schon gehört? Wie eine liebe, längst vertraute Weise griff sie ihr an das Herz. Die Stimme sang weiter: „Deine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht.“ Hier brach der Gesang ab; aber das Klavier fuhr fort, das Thema zu variiren; immer aufs neue glaubte Evy die Worte zu hören: „Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht.“ Sie hatte das Gefühl, daß auch dort oben eine schmerzbelastete Seele nach

Trost rang, und da jetzt ein alter Mann in ländlicher Kleidung um die Mauer bog und an ihr vorüber ging, fragte sie ihn, wer dort oben musizire.

„Wer wird's sein? — Eine deutsche Musiklehrerin!“ antwortete der Alte in der mürrischen Weise der Waadtländer, indem er geringschätzig die Achseln zuckte und, kaum den Hut lüftend, weiter ging.

Eine Deutsche, hier in der Fremde, — in Noth vielleicht! So lange sie denken konnte, gewohnt, nach allen Seiten, soviel in ihren Kräften lag, Hilfe zu bringen, fühlte Evy auch hier die Verpflichtung, Näheres zu erkunden. Die Bitte, den Psalm zu wiederholen, den sie eben gesungen hatte, konnte Evy bei der Unbekannten einführen; ohne Zaudern stand sie auf, den Eingang des Hauses zu suchen.

Er war schnell gefunden; sobald sie um die Ecke der Mauer bog, erblickte sie ein Hofthor, das ein großer Nußbaum beschattete, und, darauf zugehend, das gesuchte Haus.

An dem Kinde, das im Hofe unter Aufsicht seiner Wärterin spielte, ging sie, die Augen abwendend, hastig vorüber, denn der Anblick von Kindern that ihr weh, trat in das Haus, eilte die Treppe hinauf und klopfte an die Thür, hinter welcher eben das Klavierspiel verstummte. „Entrez!“ rief eine Frauenstimme, und im nächsten Augenblick standen sich — Regine und Evy gegenüber.

„Verzeihen Sie . . . ich komme mit einer großen Bitte,“ stammelte Evy, plötzlich verlegen werdend, indem sie auf Regine zutrat, die sich vom Flügel erhoben hatte. „Sie haben eben einen Psalm gesungen . . . er war so schön . . . ich möchte ihn so sehr, sehr gern noch einmal hören.“ Sie verstummte, sah schüchtern auf und begegnete einem so forschenden, staunenden Blick, daß sie ängstlich hinzufügte: „Sie finden mein Verlangen gewiß sehr ungehörig.“

„Durchaus nicht!“ fiel Regine ein, indem sie sich gewaltsam faßte. Auf den ersten Blick hatte sie, nach einer Photographie,

## Literatur und Kunst.

\* Der Geburtstag des edlen Kaisers Friedrich wird in diesem Jahre für die deutsche Nation ein tief schmerzlicher Trauertag sein, der uns die ganze Schwere der tragischen Ereignisse, welche das Schicksal in dem verflohenen Frühjahr und Sommer über uns verhängt hat, recht lebhaft vor die Seele führen wird. Es dürfte daher manchem eine eigenartige Trauerfestgabe willkommen sein, die der A. W. Kafemann'sche Verlag in Danzig zu dem bevorstehenden Gedächtnistage darbringt und mit welcher er soeben an die Öffentlichkeit tritt. Unter dem Titel „Deutschlands Trauertage“ ist eine von C. Meusch in Höchst a. M. bearbeitete reiche Sammlung von Gedichten aus allen Gauen unseres Vaterlandes erschienen, welche den heimgegangenen Kaisern Wilhelm I. und Friedrich III. sowie der Thronbesteigung durch unseren jetzigen Kaiser in Tageszeitungen und belletristischen Journalen gewidmet waren, und welche manche außerordentliche Blüthe der deutschen Poesie, manch tief empfundenes Stimmungsbild enthält. Die Verlagsabhandlung hat das (übrigens auch in einer billigeren Ausgabe für Schulen erschienene) Gedächtnisbuch mit den Bildnissen der drei Kaiser geziert, ihm in einem Anhang die testamentarischen Aufzeichnungen Kaiser Wilhelm's, die Proklamation Kaiser Friedrich's an sein Volk und den Erlaß an den Reichskanzler vom 12. März sowie die Proklamation

Kaiser Wilhelm's II. vom 18. Juni beigegeben und es recht würdig ausgestattet.

\* Mit ihrem Septemberheft hat die „Deutsche Rundschau“ (herausgegeben von Julius Rodenberg, Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin) ihren vierzehnten Jahrgang abgeschlossen und darf mit vollster Genugthuung auf ihre bisherigen Erfolge zurückblicken. Die Mitwirkung der ausgezeichnetsten Vertreter deutscher Wissenschaft und Literatur, das fördernde Wohlwollen eines stetig sich erweiternden Leserkreises haben die Leitung dieser Zeitschrift in den Stand gesetzt, immer gleichmäßiger nach allen Seiten hin das ursprüngliche Programm derselben auszuführen, welches als Aufgabe der „Deutschen Rundschau“ bezeichnete: ein repräsentatives, die Gesamtheit der deutschen Kulturbestrebungen umfassendes Organ zu sein. Ihres hohen Zieles sich bewußt, hat die „Deutsche Rundschau“ gleichen Schritt zu halten verlußt mit den gesteigerten Anforderungen, die sich aus der reicheren Entfaltung des deutschen Lebens ergaben, und innerhalb der geistigen Sphäre desselben sich einen Platz gesichert, der auch im Auslande gewürdigt wird. Mit befriedigtem Blick auf die Vergangenheit und mit vertrauensvollem in die Zukunft darf diese Revue der Vollenbung ihres dritten Lustrums entgegengehen. — Das Septemberheft ist wiederum reich an anregendster Abwechslung, durch welche die weitesten Leserkreise befriedigt werden. Neben einer tiefempfundenen Novelle von Hans Hoffmann: „Spätglück“ finden wir eine geistvolle, novellistisch gehaltene Blauberei: „Rus

die Jobjt Clamor besaß, Eby zu erkennen geglaubt, dann zweifelte sie wieder; sie hatte sich das vielgepriesene Heckenröschen frischer, schöner gedacht. Jedenfalls mußte sie Gewißheit zu erlangen haben und fuhr daher fort: „Verzeihen Sie, Ihr Anblick hat mich überrascht, — ich glaubte Sie zu erkennen, und doch . . .“

Eby schüttelte den Kopf. „Vielleicht eine Aehnlichkeit,“ sagte sie; „daß wir uns je begegnet sind, glaube ich nicht; mein Name ist Eby Hohen-Moor.“

Also wirklich! Regine schlug das Herz, als ob es zerspringen müßte. Welche Qual, nichts thun, nicht ein Wort der Erklärung sprechen zu dürfen! Aber die Schreckensstunde, in der sie gelobt hatte, den Angehörigen Jobjt Clamor's kein Lebenszeichen, keine Kunde irgendwelcher Art zu geben, stand ihr wieder vor Augen. Seitdem war er freilich ein anderer geworden, — aber ihr Gelübde zu brechen, wagte sie doch nicht. Nur das eine wollte sie thun: Eby so lange als möglich festhalten, so daß Jobjt sie bei seiner Heimkehr finden mußte.

Sie hatte, während ihr dies mit Bligesehnlichkeit durch den Sinn ging, Eby einen Sessel herangeschoben, sich selbst wieder an den Flügel gesetzt und mechanisch einige Akkorde angeschlagen. Jetzt hob sie den Kopf und sagte, wieder mit dem anmuthigsten Lächeln, das Eby je gesehen zu haben glaubte: „Sie ahnen nicht, wie glücklich ich darüber bin, daß mein Psalm solchen Eindruck auf Sie gemacht hat. Er gehört einer Oper an, die mein Mann komponirt, ist aber eigentlich ein Chor; während eine Huffsiten-schaar zum Kampfe aufbricht, wird er von den zurückbleibenden Frauen gesungen und wirkt dann noch ganz anders als von meiner Stimme.“

Eby neigte nur den Kopf, und in die Begleitung des Psalmes übergehend, begann Regine: „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen dir Hilfe kommt . . .“

Aber Eby fand die erste Andacht nicht wieder; sie fühlte sich plötzlich unbehaglich, wünschte, nicht gekommen zu sein, und sagte sich selbst, daß sie sich wieder einmal recht kindisch benommen hätte.

Ungebuldig wartete sie auf das Ende des Gesanges, und als das letzte Wort verklungen war, schämte sie sich, so wenig darauf geachtet zu haben.

„Tausend Dank!“ sagte sie in verlegener Hast, indem sie sich erhob und Regine die Hand hinstrckte. „Es war so liebenswürdig, daß sie meinen Wunsch erfüllen . . .“

„Ich habe es gern gethan und bin auch künftig mit Freuden bereit, Ihnen etwas vorzusingen,“ antwortete Regine, die sich ein Wiedersehen sichern wollte. „Vielleicht führt Sie Ihr Weg einmal wieder vorüber.“

„Schwerlich,“ sagte Eby; „wir haben nur einen Ausflug hierher gemacht und reisen in den nächsten Tagen nach der Riviera. Aber nun muß ich eilen, — es dämmert schon. Die Weinigen werden sich um mich ängstigen! . . . Nochmals tausend Dank!“

Mit diesen Worten löste sie ihre Hand aus dem seltsam festen Druck, mit dem Regine sie gefaßt hatte, und ging aus dem Zimmer; in stiller Verzweiflung gab ihr Regine das Geleit. —

nicht lesen.“ C. du Bois-Reymond zeichnet sodann in fesselndster Weise Adalbert v. Chamisso als Naturforscher und G. M. Usher ermöglicht uns einen interessanten Einblick in das Leben der pariser Kleinindustriellen; Fr. Merkel verbreitet sich über den Begriff der Körperlichkeit und Philipp Strauch behandelt in seinem Essay: „Eine deutsche Robinsonade“ in spannendster Art den romantischen Inhalt eines kulturhistorisch hochwichtigen erzählenden Werkes. Von den übrigen Beiträgen erwähnen wir noch den von vielen politischen Gröfnungen durchsehten Aufsatz: „Das ökonomische Patriarchat, die orientalische und die bulgarische Frage,“ sodann „die Bildungsmittel der Reichspost- und Telegraphenverwaltung“ von F. Hennicke und „Oberösterreich und seine Dichter“ von Adalbert Horawitz. Natürlich fehlen auch nicht die politische und literarische Rundschau sowie umfassende literarische und bibliographische Notizen.

\* Gemeinde-Lexikon des Deutschen Reiches. Alphabetische Zusammenstellung der selbständigen Ortlichkeiten und Gutsbezirke (politischen Gemeinden) im deutschen Reichsgebiete, nebst Angabe der einschlägigen Amtsgeschichte, Verwaltungsbehörden, Landgerichte, Oberlandesgerichte und Regierungsbezirke. Bearbeitet von V. Gröbel, f. bair. Regierungs-Registrator in Ansbach. Selbstverlag des Verfassers, 1888. Preis 5 M. Der Vollzug der Reichsgesetze und Allerh. Verordnungen hat nicht nur für die verschiedenen Landesstellen, Behörden und Rechtsanwälte, sondern

Inzwischen hatte Wulf die Abwesenheit Eby's längst entdeckt und von einer Magd erfahren, daß sie durch den Grasgarten gegangen und den Weinbergsweg hinaufgestiegen sei. Wenn sie sich verirrete, oder müde, wie sie jetzt immer war, nicht zurückkommen konnte! Natürlich war Wulf sofort entschlossen, ihr nachzugehen, und der Oheim, der seine Besorgnisse theilte, bestand darauf, ihn zu begleiten.

In der Mitte des Weinbergweges trafen sie den Alten, den Eby nach der Sägerin gefragt hatte, und der sie auf ihre Spur brachte. Am Thore des Gehöftes fanden sie die Wärterin des Kindes und erhielten auf ihr Fragen den Bescheid: eine junge, schlanke Dame in grauem Kleide und grauem Federhut wäre seit einer halben Stunde hier im Hause, wahrscheinlich bei Madame Müller im ersten Stock.

Graf Hohen-Moor bat Wulf, im Hause nachzufragen. „Ich warte hier so lange,“ fügte er hinzu und setzte sich auf die Bank unter dem Nußbaum.

Das Kind hatte, als die beiden deutsch zu sprechen begannen, seinen Ball liegen lassen und kam, während Wulf dem Hause zuzug, zu dem Grafen gelaufen.

„Heinz auch warten!“ rief es, die Arme ausstreckend, und der Graf, in dem bei dem Anblick des prächtigen kleinen Burschen mit der blonden Mähne und den trotzigen blauen Augen das Verlangen nach dem Enkel stärker als je erwachte, nahm ihn, die herbeikomende Wärterin zurückweisend, auf und setzte ihn auf sein Knie.

„Heinz!“ wiederholte er; „heißt du so, kleiner Mann?“ Und als der Knabe nickte, fügte er, von Abnung erfaßt, mit stockendem Athem hinzu: „Und wie weiter? . . . Du mußt noch einen Namen haben?“

Der Kleine schüttelte den Kopf, diesmal mit dem Ausdruck des Nachdenkens, und plötzlich rief er: „Mama sagt Heinzmännchen, Papa sagt Liebbling.“

Er hatte einen Vater! Mit dem Gefühl der Enttäuschung stellte der Graf das Kind zu Boden und erhob sich, um nach Wulf zu sehen; aber wie angewurzelt blieb er im Schatten des Baumes. Ein Mann mit breitrandigem, tief in die Stirn gedrückten Hut war in den Hof getreten. Mit dem Subelruf: „Papa! Papa!“ lief das Kind auf ihn zu; er beugte sich nieder, nahm es in die Arme . . . war eine solche Aehnlichkeit möglich? Jobjt Clamor's Größe, seine Haltung, seine Art, sich zu bewegen. Jetzt rief ihm das Kind den Hut vom Kopfe, ein Aufschrei klang vom Baume her, — und im nächsten Augenblick lag Jobjt Clamor zu den Füßen des Vaters, der, auf die Bank zurückgesunken, mit zitternden Händen den Kopf des Sohnes umfaßte, — war es Wirklichkeit, war es Traum?

Aber nun eilten, durch den Schrei herbeigerufen, Wulf und Eby vom Hause her.

Aufjauchzend riß Wulf den Wiedergefundenen in die Arme, aufstehend warf sich Eby an seinen Hals. Dann gingen sie, Graf Hohen-Moor auf den Arm des Sohnes gestützt, dem Hause zu, wo sie am Fuße der Treppe eine junge, bleiche, zitternde Frau erwartete, das Urbild der Photographie, die der Graf beständig bei sich trug.

auch für die Stadt- und Gemeindebehörden einen immer mehr um sich greifenden Korrespondenzverkehr im Gebiete des Deutschen Reiches zur Folge, sodas man hinsichtlich der Amtszugehörigkeit der Ortlichkeiten sehr oft in Verlegenheit kam. Es sei nur beispielsweise der ausgebreitete amtliche Verkehr in Militär-, Straf-, Prozeß-, Polizei- und Armen-Unterstützungssachen erwähnt. Der Verfasser hat es deshalb unternommen, ein alle selbständigen Orte und Gutsbezirke des deutschen Reichsgebietes umfassendes Gemeindelexikon herzustellen. Bei dem Umstande, daß das Werk alle bis in jüngster Zeit, namentlich die in mehreren preussischen Provinzen durchgeführten neuen Amts- und Kreis-Eintheilungen berücksichtigen, dürfte dasselbe als ein unentbehrliches Nachschlagebuch sich erweisen. Am nun auch die Anschaffung des Lexikons zu erleichtern, hat der Herausgeber den Selbstverlag desselben übernommen, weil nur ein solcher nicht mit hohen Proportionen belegter Vertrieb einen erheblich billigeren Preis gestattet.

\* Sachlehre der deutschen Sprache von Prof. Dr. Karl Brückmeier. 2. Aufl. Quedlinburg, Verlag von Chr. Friedr. Vieweg. 1888. Preis 60 Pf.

„Meine Frau.“ begab sich Bobst Clamor, als er sie erblickte; der Vater fiel ihm ins Wort.

„Ich weiß alles,“ sagte er, und Regine die Hand reichend, fügte er zur allgemeinen Verwunderung hinzu: „Ich habe Sie lange gesucht, Frau Tochter . . . Sie und das Kind, — wo ist es?“

Regine küßte die Hand, die ihr ein Vater reichte, sie konnte nicht anders, dann eilte sie fort, das Kind zu holen; als sie mit ihm in das Zimmer Bobst Clamor's trat, kam der Graf rasch auf sie zu, es ihr abzunehmen.

„Wir haben schon Freundschaft geschlossen,“ sagte er, und seine Worte beständig, legte der Knabe die rosige Wange an des Großvaters Gesicht.

Regine wandte sich zu Wulf und zu Evy.

„Wir wollen sie allein lassen,“ sagte sie, auf Bobst und den Grafen deutend.

Zustimmend folgten ihr die beiden in das gegenüberliegende Zimmer, wo sie bald in eifrigem, immer wärmer werdenden Gespräch beisammen saßen. Regine ging das Herz auf, während Evy, ihre Hand haltend, mit den blauen Kinderaugen gespannt und theilnahmenvoll zu ihr aufsaß, indes sich Wulf in einer Weise über Bobst Clamor aussprach, die eine wahrhaft brüderliche Zuneigung verräth.

Als Vater und Sohn endlich wieder erschienen, waren beide ernst und bleich. Der Graf, der noch immer das Kind auf dem Arme trug, kam schnell auf die Gruppe am Fenster zu.

„Wir haben uns ausgesprochen,“ sagte er in dem kalten Tone, unter dem er sein Gefühl zu verbergen pflegte, „und sind übereingekommen, ein neues Leben miteinander zu beginnen; hoffentlich bringt es uns allen — auch Ihnen, Frau Tochter — Entschädigung für die vergangene Leidenszeit.“

Neht Tage später kamen sie nach Hohen-Moor. Auf Bobst Clamor's Wunsch war von einem offiziellen Empfang abgesehen; aber daß sich im Dorfe alt und jung freundlich grüßend an die Thüren drängte, daß, während sie vorüber fuhren, die Kirchenorgel mit allen Registern „Nun danket alle Gott!“ erklingen ließ und der alte Pfarrer, der am Gartenzaun stand, wie zum Segen die Hände erhob, that dem heimkehrenden, „verlorenen Sohne“ dennoch wohl. Am wohlsten freilich des Vaters fester Händedruck und Wulf's Versicherung: „Nun erst können Evy und ich wahrhaft glücklich sein.“

Aus dem zweiten Wagen, in dem die Frauen mit Kind und Wärterin saßen, blickte Regine mit thränenvollen Augen zu dem Schlosse hinauf, das, vom Purpurlicht des Sonnenunterganges überstrahlt, mit seinen funkelnden Fensterreihen wie ein Feenschloß ins Thal blickte. Was hatte sie dort zu erwarten? Ach, nicht mit befriedigtem Stolze, wie sie sich's früher ausgemalt, zog sie in das Vaterhaus des Gatten ein, nicht Rang und Reichthum waren das Ziel ihrer Wünsche, sondern einzig und allein das Wiederaufleben der alten Liebe, des alten Vertrauens im Herzen Bobst Clamor's.

Und nun waren sie da, Haus- und Hofgesinde drängten herbei, jeder wollte die Herrschaft begrüßen, vor allem den Verlorengeliebten sehen. Endlich fand sich Regine in einem Zimmer zu ebener Erde; am Ruhebett einer blaffen Frau lag Evy auf den Knien, hielt ihr Kind in den Armen und lachte und weinte.

„Komm, daß ich dich Tante Eveline vorstelle!“ sagte Bobst Clamor; aber ehe Regine der Aufforderung folgen konnte, trat Graf Hohen-Moor, den Entel an der Hand, zu der Kranken.

„Da ist das liebe Kind, von dem ich Ihnen schrieb,“ sagte er, indem er den Knaben neben sie setzte. „Bitte, Eveline, nicht weinen!“ fügte er hinzu; „wenn wir uns wieder wohl fühlen sollen, müssen die letzten bösen Jahre für uns alle verjunken und vergessen sein.“

„Für uns alle?“ flüsterte Regine vor sich hin, und mit raschem Entschlusse, zum erstenmal im Leben ihren Stolz überwindend, fasste sie Bobst Clamor's Hand.

„Verjunken und vergessen auch für uns?“ sagte sie, und dem bittenden Tone kam das Lächeln zubilte, das er so lange nicht in ihren Augen, auf ihren Lippen gesehen hatte.

Auch seine Augen leuchteten auf.

„Ja, Regine, wir wollen es versuchen,“ gab er zur Antwort und schloß die Wonnebebende fest in seine Arme. —

Daß die ganze Ungezogen über Bobst Clamor's Rückkehr in Aufregung gerieth, war selbstverständlich, und da sich die Hohen-Moor fortan noch mehr zurückzogen als bisher und von keinem Familiengliede die mindeste Erklärung zu erlangen war, kamen die abenteuerlichsten Erklärungen in Umlauf. Bald hieß es, Bobst Clamor wäre geisteskrank gewesen und hätte die Zeit seines Verschwindens im Irrenhause verlebt; bald sollte er aus Sibirien entflohen sein, wohin ihn die Rache eines russischen Fürsten gebracht, dem er Tochter oder Frau entführt hatte; andere wußten aus bester Quelle, daß Regine Sängerin gewesen, und Bobst Clamor aus Leidenschaft für sie der Opertruppe, der sie angehört, nach Amerika gefolgt sei; selbst zum politischen Verschwörer machte ihn das Gerücht, und daß der stolze Graf Hohen-Moor den Tod des Sohnes in Scene gesetzt, um nicht die Wahrheit gestehen zu müssen, fand man glaublich; die Frage war nur, ob Wulf im Geheimniß gewesen war. Wenn nicht, — die meisten neigten sich dieser Ansicht zu, — so mußte nun ein Kampf um das Mein und Dein entbrennen, dem man mit voller Heugier entgegen sah.

Aber man wartete vergebens; Jahre sind vergangen, und noch leben die Familienglieder in bester Eintracht, und die Vermögensverhältnisse sind längst in der Stille geordnet. Bobst Clamor hat seine Rechte an das Majorat auf Wulf übertragen; sein Sohn wäre so wie so nicht erbberechtigt gewesen, er selbst aber wurde auf diese Weise von einer Aufgabe erlöst, welcher er sich nicht gewachsen fühlte, während Evy, wie es sein Vater gewünscht hatte, die Herrin von Hohen-Moor verblieb. Dagegen hat Wulf darauf bestanden, daß die Tiefengrunder Eisenwerke und Allrode vom Majorat abgetrennt wurden, um in den Besitz des Grafen überzugehen; außerdem ist Hohen-Moor mit einer „ewigen Rente“ zugunsten der älteren Eline belastet.

Auf dieser Grundlage hat sich das äußere Leben behaglich aufgebaut. Die Wintermonate verlebt Bobst Clamor mit den Seinigen wieder in der Musikstadt Leipzig, — nicht mehr, wie früher, auf einen kleinen Kreis unreifer Kunstjünger beschränkt, sondern im regen Verkehr mit dem Musikleben der Zeit. Regine nimmt wieder, jetzt mit freudiger Begeisterung, theil an seinem Wollen und Vollbringen. Bobst Clamor's erste Ober ist aufgeführt und hat einen Erfolg errungen, der ihn zum Weiterstreben anfeuert. Auch während des Sommerhalbjahres, das er in Allrode bei dem Vater zubringt, ist er fleißig an Schreibtisch und Flügel, und der Vater hört ihn nicht mehr, so wenig Sympathien er auch für sein Streben und Arbeiten hat.

Der Entel entschädigt ihn für alles, was er im Sohne vermißt. Schon jetzt verräth der kleine Dürche Lust und Anlage zu allen möglichen wilden Streichen, kennt weder Furcht noch Ermüdung, ist frei von jener Reizbarkeit und Nervosität, die seines Vaters Kindheit getrübt hat, und steht zu seinem Großvater in einer Art kameradschaftlichen Verhältnisses. Den ganzen Tag ist er sein Begleiter, wandert mit ihm durch Wald und Moor, sitzt vor ihm im Sattel, wenn er nach Tiefengrund reitet, ergötzt sich am Höllenlärm der Eisenhämmer, ist der Abgott der Hüttenleute und Waldarbeiter und hat seinerseits eine abgöttische Zärtlichkeit für die schönen Jünglinge des Allroder Gesüts, die er allesammt zu reiten gedenkt, sobald sie, wie er in tiefster Ueberzeugung versichert, stark genug sein werden, seine gewichtige Persönlichkeit zu tragen. So unentbehrlich ist der Knabe dem alten Grafen geworden, daß dieser sogar mit dem Gedanken umgeht, den nächsten Winter ebenfalls in Leipzig zu verleben.

Sein Verhältnis zu Regine ist kühl geblieben. Er kann es nicht vergessen, daß sie die Schwester des widervärtigen Gesellen ist, den er in Berlin gesehen, und nennt sie heute noch ebenso förmlich „Frau Tochter“ wie bei dem ersten Zusammentreffen.

Evy dagegen hat sich ihr herzlich angeschlossen. Ueberhaupt ist der Verkehr zwischen Allrode und Hohen-Moor ein innig wohlthuerender, denn das Glück der beiden Ehepaare überstrahlt ihre Umgebung wie belebender Sonnenschein.

Wulf und Evy erfreuen sich eines zweiten, kräftig gedeihenden Söhnchens, während Bobst und Regine im Besitz ihres einzigen, in der Hingabe an die Kunst und in wiedergefundener Liebe volle Befriedigung haben.

## Die Wirthshäuser im Alterthum.

Wirthschaften über Wirthshäuser dürfen bei uns Deutschen, den Nachkommen der alten Germanen, von denen schon Tacitus berichtet, daß sie oft „Tag und Nacht ununterbrochen zechten,“ wohl immer auf einiges Interesse rechnen können. Wir möchten daher unsere Leser einladen, uns auf einem Gange durch die Schenken und Kneipen der Griechen und Römer zu begleiten. Freilich so ergögliche, lebensvolle Bilder, wie sie uns Goethe in Auerbach's Keller und Shakespeare in der Schenke zum Eberkopf bei der Frau Hurlig vorführt, werden wir auf unserm Wege nicht antreffen. Dazu fehlte überhaupt den Alten die eigentliche Poesie des Zechens und dann spielten die Wirthshäuser damals nicht im entferntesten die Rolle wie bei uns, der Generation mit „echten“ altdeutschen Bier- und Weinstuben, Restaurants, Cafés, Hotels, Gartenlokalen zc. Immerhin aber ist es, schon zur Vergleichung mit der Jetztzeit, durchaus lohnend und lehrreich, die entsprechenden Einrichtungen der Griechen und Römer einmal näher in Augenschein zu nehmen.

Wie heute, so haben wir auch im Alterthum die Wirthshäuser nach dem doppelten Zwecke, dem sie dienen, in zwei gesonderte Arten zu theilen: in Gasthäuser (Hotels), die zur Aufnahme und Verpflegung der Fremden bestimmt sind, und in Gastwirthschaften (Restaurationen), die für die gesellige Unterhaltung und Bewirthung der Gäste sorgen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß das eine mit dem andern verbunden nicht vorgekommen sei; dies dürfte im Alterthum oft ebenso gut der Fall gewesen sein wie heutzutage.

Wenden wir uns zunächst zu den Griechen. Hier finden wir in der ältesten Zeit, wie überhaupt bei allen Völkern in roheren, ursprünglichen Verhältnissen, durchaus noch keine Häuser, wo man gegen Bezahlung Bewirthung und Unterkunft erhielt. Der Handelsverkehr war eben noch unbedeutend und meist auf die See beschränkt, und wenn jemand sonst vielleicht eine Reise machte, so fand er bei den einfachen Sitten jener Zeit auch in einem unbekanntem Hause leicht willige Unterkunft. So lesen wir bei Homer, wie Odysseus von den Phäaken, Telemach von Menelaus mit der größten Gastlichkeit aufgenommen werden. Auf diese Weise knüpften sich dann leicht Freundschaftsverhältnisse an, die sich oft von den Vätern auf die Söhne und Nachkommen vererbten. Diese schöne Sitte der Gastfreundschaft hat gewiß viel für sich, man muß sich jedoch vor einer übertriebenen Verherrlichung derselben auf Kosten der Jetztzeit hüten, wie es von einseitigen Bewunderern des Alterthums meist geschieht. Jedenfalls darf nicht vergessen werden, daß diese Einrichtung nur eine natürliche Folge der einfachen Verhältnisse ist, wie sie sich denn auch noch bei anderen Völkern als bloß bei dem griechischen findet.\* Festsetzen dürfte, daß in späterer Zeit, als sich der allgemeine Verkehr immer reger gestaltete, auch Wirthshäuser eingerichtet wurden, wo Fremde gegen Bezahlung Kost und Unterkunft finden konnten. Man denke nur, welche Zahl fremder Kaufleute und Schiffer der belebte Handel der späteren Zeit namentlich in den Seestädten zusammenführen mußte; ferner welche gewaltige Menge Schaulustiger die regelmäßig wiederkehrenden griechischen Feste heranzöckten! Da wird man doch zugeben müssen, man mag sich eine noch so weitgehende Vorstellung von der Gastfreundschaft des Alterthums machen, daß diese unmöglich alle in Privathäusern Aufnahme und Bewirthung finden konnten. Der größte Theil mußte sicherlich seine Zuflucht zu öffentlichen Wirthshäusern nehmen. Es ist überhaupt eine völlig falsche Vorstellung von der Gastfreundschaft des Alterthums, wenn man annimmt, daß Wirthshäuser so gut

\* Ja sogar aus der Jetztzeit kenne ich von meiner pommerischen Heimath her eine ganz ähnliche Einrichtung, die besonders vor Eröffnung der Eisenbahnen dort bestand und heute noch nicht verdrungen ist. Wenn nämlich ein Landmann zu einem der entfernteren Märkte, besonders zu Pferdmarkten, reiste, so kehrte er, falls der Weg über eine Tagereise lang war, gewöhnlich auf halbem Wege ein, doch nicht im Wirthshause, sondern bei irgend einem Landmann, den er oft bis dahin gar nicht kannte. Auf diese Weise entwickelte sich ein dem griechischen ganz ähnliches Verhältniß. Wenn nämlich umgekehrt der letztere einmal eine Reise unternahm, die ihn in die Gegend des Gastfreundes führte, so fand er seinerseits bei diesem die gleiche kostenlose und gastliche Aufnahme und Bewirthung.

wie gar nicht vorhanden waren, oder daß dieselben nur von den allerniedrigsten Ständen besucht wurden. Sicher hat es im Alterthum ebenso gut wie heute bessere und geringere Häuser der Art gegeben; denn gewiß wurden oft auch vornehme Reisende — die weitgehendsten Verbindungen zugegeben — auf ihren Reisen in die Noth verlegt, Unterkunft in den öffentlichen Herbergen zu suchen. So scheinen z. B. die Gesandten Athens an König Philipp von Macedonien, von denen man doch gewiß annehmen muß, daß sie auf die ansgebehnteste Gastfreundschaft Anspruch machen konnten, thatsächlich unterwegs überall in Wirthshäusern eingekehrt zu sein.

Als die ersten öffentlichen Anstalten, die zur Aufnahme von Fremden dienen, kann man die Leschen (*Λεσχαι*) bezeichnen, obwohl man keine eigentlichen Wirthshäuser im modernen Sinne darunter verstehen darf. Die Leschen waren nämlich einfache Säulenreihen, deren ursprünglicher Zweck die gesellige Unterhaltung der daselbst versammelten Bürger war. Daneben dienten sie denn auch dazu, Obdachlosen und Fremden Unterkunft zu gewähren. Leschen fanden sich überall in Griechenland, so in den ionischen Städten, in Delphi, Sparta, vorzüglich aber in Athen. In Sparta gab es nach Pausanias nur zwei, und sie mögen dem strengen, allem unnützen Vergnügen abholden Charakter der Spartaner entsprechend gewiß von sehr einfacher Einrichtung gewesen sein. Prächtiger waren sie schon in anderen griechischen Städten. Kritos z. B., welches sich überhaupt durch prächtige Säulenballen auszeichnete, besaß eine sehenswerthe Lesche, die von Polygnotos, dem berühmten Maler aus der Zeit des Sokrates, herrlich mit Bildwerken verziert war. Auch die Lesche zu Delphi war von Polygnotos ausgezeichnet ausgemalt.

Daneben gab es aber auch eigentliche Gasthäuser (*πρυτανεία* = Allherbergen), die eigens für den Fremdenverkehr berechnet waren. Freilich darf man sich darunter nicht etwa Häuser vorstellen, wie die großen Hotels der Jetztzeit, wo den Reisenden dienfertige Kellner empfangen, elegant möblirte Zimmer ihn aufnehmen, und wo für seine Bewirthung in jeder Weise gesorgt ist. Das war im Alterthum ganz anders. Denn einerseits nahmen die Wirthshäuser damals durchaus nicht die gewichtige Stellung im bürgerlichen Leben ein wie heute; und dann ist die Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit der Südländer in dieser Hinsicht überhaupt nicht dazu angethan, für die Bequemlichkeit der Reisenden in den Wirthshäusern von besonders vorteilhafter Wirkung zu sein. Man vergleiche nur was Ed. Engel in seinen „Griechischen Frühlingstagen“ über die mehr als primitiven Verhältnisse in seinem Wirthshause im heutigen Sparta berichtet, und man wird leicht begreifen, daß von den „Allherbergen“ der alten Griechen noch weit weniger zu erwarten war. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wird man es auch ganz natürlich finden, daß vornehmere Reisende nur höchst ungenügende Zuflucht zu einem derartigen Gasthause nahmen, jedoch zu behaupten, wie es in einschlägigen Schriften häufig geschieht, daß dieser Fall nie vorgekommen, beruht, wie erwähnt, auf vollständiger Verkennung der Verhältnisse.

Eine andere Klasse von Wirthshäusern, die nicht sowohl für die Aufnahme von Fremden bestimmt waren, als für den Austausch von Wein und Verkauf von Lebensmitteln, waren die Kneipen oder Gastwirthschaften (*καπηλεία*). Auch diese Orte zu besuchen und daselbst etwas zu genießen, galt besonders in älterer Zeit für nicht anständig. Später als sich der Verkehr reger gestaltete, scheinen sich diese Lokale etwas mehr gehoben zu haben, wie wir denn aus manchen Aeußerungen der alten Schriftsteller schließen können, daß der Besuch derselben auch von manchem Bürger der besseren Stände nicht verschmäht worden ist. Achtung freilich haben sie ebenso wenig, wie die eigentlichen Gasthäuser im Alterthum durchaus nicht genossen.

Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer einzusehen. Eine solche Reiselust, ein solch reges Durcheinander des Fremdenverkehrs, wie unsere Zeit es hervorgerufen hat, kannte das Alterthum nicht. Auch für die zahlreichen geselligen, politischen und sonstigen Zusammenkünfte und Versammlungen, die wir gewöhnlich in die Wirthshäuser verlegen, waren im Alterthum andere Orte gebräuchlich. Da war zu Volksversammlungen der Markt; als Gesellschaftsorte, wo die ge-

Bildete Klasse ihre müßigen Stunden zubrachte, bienten hauptsächlich die Bäder mit ihren Anlagen, und die Gymnasien (Blöße für Leibesübungen) mit ihren Alleen, Hallen, Spaziergängen, Badeeinrichtungen u. dgl. m. Wo aber das Bedürfnis nicht vorhanden ist, einen Gewerbszweig weiter auszubilden, da wird sich dieser nie zu einer gewissen Höhe erheben. So finden wir denn, daß im Alterthum die Wirthshäuser wegen Betrugs, Verfälschung der Waaren, Uebervorteilungen u. dgl. m. überläßt waren. Und dem Publikum entsprechend, das in dergleichen Häusern meist verkehrte, herrschte dort denn auch in moralischer Hinsicht ein ziemlich freier Ton, ja man kann geradezu sagen, eine ziemliche Lieberlichkeit, was man um so eher begreiflich finden wird, wenn man bedenkt, welcher Lager Standpunkt in dieser Hinsicht heutzutage noch in den Südländern herrscht und gar erst im Alterthum gang und gäbe war. Daß solche Häuser da nicht in allzu hoher Achtung stehen konnten, ist klar. Höchst seltsam jedoch, ja geradezu spasshaft klingt es, wenn man als Grund dieser Erscheinung etwa folgende Verherrlichung der antiken Zustände angeführt findet, wie sie früher wenigstens oft von philologischer Einseitigkeit und naiver Voreingenommenheit fürs Alterthum des breiteren ausgemalt wurde. So lesen wir, wie gut es doch der „freie“ griechische Bürger hatte, daß er nichts mit den Wirthshäusern zu thun haben brauchte. Denn sein Leben war eine Reihe von Festen und von geistvollen, bewundernswürdig durch Geist, Witz, Verstand und Energie, durch Ausdruck und Darstellung, zur Verhandlung kamen. Seine Beschäftigung war eine Reihe von gefälligen, heiteren Handlungen, verschönt durch Tanz, Gesang und frohes Mahl. — Wem fallen beim Lesen solcher Schilderungen, die wörtlich aus einschlägigen Schriften entnommen sind, nicht unwillkürlich Herweghs trefflich ironisirende Worte ein:

„Wie lebten doch die Heiden  
So herrlich und so froh,  
Daß war ein Volk von Seiden,  
Wir sind ein Volk von Stroh?“

Im Gegentheil, auch unsere Zeit hat das alles, ja noch mehr und besser, nämlich ohne die antike Ausgeburt eigenmächtiger Demagogen und feiler Schlophen, ohne die häufigen blutigen Parteikämpfe und sonstigen „interessanten“ Herrlichkeiten des Lebens im Alterthum. Doch was hindert uns das alles, des alten Scharnmaier (S. Th. Vöcher) trefflichen Spruch zu befolgen:

„Doch dem Guten ist's gegonnen,  
Wenn des abends sinkt die Sonnen,  
Daß er in sich geht und denkt,  
Wo man einen Guten schenkt?“

Man glaube aber nur ja nicht, daß den Griechen die Freuden des Bechers unbekannte Sachen waren. Auch sie hatten ihre Trinkgelage (Symposien), und oft recht scharfe. Daß sie freilich dergleichen Vergnügungen nicht in die Wirthshäuser, wie sie das Alterthum dort, verlegten, wird nach dem Gesagten niemand Wunder nehmen. Sie feierten ihre Kommerze zuhause, doch mit all den nöthigen Formalitäten, mit einem regelrechten Präses, mit Vor-, Nach- und pro poena-Trinken, mit Gesang, Spiel (Würfel, Koitabos\*), und dann auch — die alten Heiden thaten's einmal nicht anders — mit Flötenpielerinnen, Tänzerinnen und sonstigen Vertreterinnen leichtfertiger Weiblichkeit.

Bei den Römern lagen die Verhältnisse hinsichtlich der Wirthshäuser ähnlich wie bei den Griechen. In frühester Zeit waren dieselben den einfachen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechend äußerst spärlich und primitiv. Später als sich der

\* Ein ziemlich stumpfsinniges Spiel, bei dem es darauf ankam, einige Tropfen Wein in möglichst hohem Bogen nach einem Ziel, einem erhohen Becken oder einer Schale, so zu schleudern, daß nichts vergossen und das Ziel mit vernünftlichem Klang getroffen wurde.

Verkehr hob und die Anforderungen, die an die Wirthshäuser herantraten, größer wurden, gelangten diese Häuser auch zu mehr Bedeutung, ja aus der lebenslustigen Kaiserzeit findet man sogar Neugerungen bei den römischen Schriftstellern, die darauf hindeuten, daß selbst von hochgestellten Persönlichkeiten der Besuch solcher Lokale nicht verachtet wurde. Freilich eine so hervorragende, geachtete Stellung im bürgerlichen Verkehrsleben wie heutzutage nahmen die Wirthshäuser auch bei den Römern durchaus nicht ein. Der Grund dieser Erscheinung ist hier natürlich derselbe wie in Griechenland. Doch darf man deshalb nicht annehmen, daß es bei den Römern überhaupt wenig eigentliche Wirthshäuser gegeben habe und daß dieselben nur eine Herberge für die niedrigsten Volksklassen gewesen seien. Es ist dies eine zwar oft wiederholte, doch, wie erwähnt, völlig falsche Behauptung, die aus einer ganz einseitigen Vorstellung von der Gastfreierheit\* des Alterthums hervorgegangen ist, und die sich bei einigermaßen aufmerksamer Lektüre der alten Schriftsteller von selbst widerlegt. Denn es ist sehr natürlich, daß auch der angesehenste Römer, der vielleicht die weitgehendsten Verbindungen hatte, dennoch nicht überall an allen Straßen, wohin ihn gerade die Reise führte, Bekannte fand, sondern eben auch wohl oder übel oft zu Wirthshäusern seine Zuflucht nehmen mußte. Um nur ein bekanntes Beispiel anzuführen, so finden wir Horaz auf der Reise, die er mit Maenas nach Brundisium machte, mehr als einmal in Wirthshäusern einkehren, wie er selbst sehr launig (sat. I, 5) berichtet.

Solche Wirthshäuser fanden sich bei den Römern entschieden überall, wo ein einigermaßen lebhafter Fremdenverkehr stattfand, nicht nur in Rom und in den Städten, sondern auch in den Landstraßen, wie z. B. an der vielbefahrenen Via Appia, die von Rom nach dem Süden führte. Es war leicht möglich, daß um solche Tabernen nach und nach noch andere Häuser angelegt wurden, sodaß schließlich ein Flecken entstand, der oft den Namen davon erhielt. So finden wir an der genannten appischen Straße den Flecken „die drei Tabernen“ (Tres tabernae), bekannt aus der Apostelgeschichte (28, 15) als derjenige Ort, bis zu dem die Brüder dem nach Rom geführten Apostel Paulus entgegenzogen.

Der allgemeine Name für die Wirthshäuser bei den Römern war caupona. Man bezeichnete damit sowohl die Gasthäuser für Reisende als auch die eigentlichen Schankwirtschaften. Für die Häuser der ersteren Art findet sich auch der Name deversorium, was eben eine Herberge, eine Einkehr für Fremde bedeutet. In der späteren römischen Zeit, als der Reiseverkehr einen immer gewaltigeren Umfang annahm, begann man an den großen Straßen überall, sogar in den Provinzen, auch Stationen für den Pferdewechsel (mutatio) und für Nachtquartier (mansio) anzulegen. — Eine andere Benennung für die Schenken war taberna, ein Name, der sich in den meisten neueren Sprachen in dieser Bedeutung erhalten hat. Ursprünglich bezeichnete taberna jeden Laden, nicht nur solchen, wo allerhand Waaren gefertigt und verkauft wurden, sondern auch der „Salon“ eines Barbiers, Arztes oder das „Comtoir“ eines Wechslers hieß bei den Römern taberna. Später jedoch verstand man unter taberna ohne jeden Zusatz meist die Weinschenke. — Noch eine andere Klasse von römischen Wirthshäusern waren die Popinae (popinae), etwa Garküchen oder Speisehäuser, die sich mit dem Verkauf von zubereiteten Speisen beschäftigten.

Die römischen Wirthshäuser wurden in der älteren Zeit, den allgemeinen Verhältnissen entsprechend, fast nur von Leuten der niedrigsten Klasse und Sklaven aufgeführt. Als später jedoch diese Häuser infolge des regeren Verkehrslebens zu mehr Bedeutung und Beachtung gelangten, trieben sich dort auch allerhand müßige und vergnügungslüchtige Leute der besseren Stände herum; und daß man dort recht gut leben und viel verzehren konnte, ersehen wir aus einer Stelle bei

\* Solchen einseitigen Lobrednern des Alterthums möchte ich einmal auch folgendes zur gefälligen Beachtung empfehlen: Unter deutsches Wort Gast geht auf ein urgermanisches *ghostis* „Fremdling“ zurück, das im Lateinischen (wie auch im Slavischen) Nachkommen hinterlassen hat: lat. *hostis* „Feind“ heißt eigentlich also „Fremdling“. Mit Recht bemerkt Kluge hierzu: Beachtenswert ist, nach wie verschiedenen Seiten hin Germanen und Römer das altererbte Wort für Fremdling begrifflich umgestaltet haben: den Römern wird der Fremde zum Feind, bei den Germanen genießt er die größten Vorrechte.

Martial, der (V, 70) berichtet, daß es einem gewissen Sphiscus möglich war, in kurzer Zeit das anständige Einkommen von 1½ Millionen Mark in dergleichen Lokalen durchzubringen. Hiernach scheint es denn damals doch wohl nicht so ganz armfelig in den Kneipen hergegangen zu sein, wie man gewöhnlich annimmt, vielmehr müssen dieselben jedenfalls auch dem Besuche von feineren Gästen Rechnung getragen haben. Diese Ansicht wird auch durch den Ton gerechtfertigt, in dem der Kaiser Hadrian mit dem Dichter Florus über den Aufenthalt in den Wirthshäusern spricht. Florus hatte dem Kaiser geschrieben:

Mein, ich mag nicht Kaiser sein,  
Nicht herum in England liegen,  
Nicht vom Reif den Schnupfen kriegen.

Hierauf antwortete der Kaiser:

Mein, ich mag nicht Florus sein,  
Nicht herum in Schenken liegen,  
Nicht nicht auf die Kneipbank schmiegen,  
Nicht von Flößen Stiche kriegen.

Auch von den Kaisern Claudius und Nero ist es bekannt, daß sie den Besuch der Wirthshäuser nicht verschmähten. Bezeichnend sowohl für die veränderte Stellung, welche die Wirthshäuser später einnahmen, als auch für den Kaiser Claudius selbst ist eine Anekdote, welche Sueton von diesem überliefert hat. Als einst im römischen Senate das Leben und Treiben in den Wirthshäusern zur Sprache kam, nahm Se. Majestät in höchst eigener Person diese Lokale in Schutz, indem er vor den feierlich versammelten Vätern ausrief: „Aber ich bit' euch, wer kann ohne die Bissen des Wirthshauses leben?“ Und dann fing der seltsame Herr an zu berichten, wie es in seiner Zeit so vollauf in den Tabernen hergegangen sei, ja er habe den Wein in seiner Jugend immer selbst daher geholt. — Somit darf es denn auch nicht wunder nehmen, wenn wir gelegentlich bei den alten Schriftstellern von dem Aufwand und Luxus lesen, der in den Popinen getrieben wurde, ja daß sogar Gesetze dagegen erlassen werden mußten. So wurden unter Tiberius die Aedilen angewiesen, darauf zu sehen, daß in den Popinen keinerlei Backwerk, Kuchen und sonstige Leckerbissen zum Verkauf gehalten wurden. Auch Nero erließ eine Verordnung des Inhalts, daß in den Popinen von gekochten Speisen nichts anderes als nur Gemüse den Gästen vorgelegt werden sollte. Freilich durften umgekehrt dann auch in keinen anderen Häusern gekochte Speisen verkauft werden, als nur in den Popinen.

So waren die Verhältnisse hinsichtlich der Wirthshäuser in der späteren römischen Zeit. Doch wenn diese Häuser damals auch schon für bessere Gäste eingerichtet waren, und Leute von höherer Lebensstellung und feinerer Bildung dort Vergnügen suchten und fanden: die geringe Achtung, welche die Wirthshäuser im allgemeinen genossen, hörte damit nicht auf. Der Grund ist nach dem bei den griechischen Wirthshäusern Gesagten wohl leicht einzusehen. Die Kneipen waren zumeist wegen Fälschung, Betrugs und allerhand Ueberlichkeit arg verurtheilt; jedenfalls wurde auch dem Hazardspiel hier und da eifrig obgelegen, so daß die römischen Polizisten, die Aedilen, wohl oft genug Gelegenheit fanden, die „Lokale zu revidiren“ und die in flagranti ertappten Glückswirter zu „arretiren“.

Und vom lockenden Würfel arg verurtheilt  
Bittet, aus der geheimen Schenke eben  
Fortgeführt, den Aedil der trumne Spieler.“

sind Verse Martial's, die in der That ein ganz eigenartiges Genrebild aus dem antiken Leben enthalten.

Wie schon oben erwähnt, darf man sich durch die wenig geachtete Stellung, welche die Wirthshäuser im Alterthum einnahmen, nicht etwa zu dem falschen Schlusse verleiten lassen, als seien die Alten im Trinken besonders mäßig gewesen. Daß dies keineswegs der Fall gewesen ist, beweisen einige Zeichnungen römischer Trinker, von denen die Kunde auf die

\* Für zarte Seelen, die wie die Bewohner Kilbas den Schnupfen bekommen, wenn von Flößen die Rede ist, sei zum Troste darauf hingewiesen, daß der Floh durch unsere bedeutendsten Dichter, wie Frickart, Ovig, Zimmermann, G. Th. A. Hoffmann u. a. schon längst literaturfähig geworden ist; ja der Altmeister Goethe will sogar wissen: „Es war einmal ein Floh, der hat ein'n großen Floh.“ Uebrigens hat selbst der Menschen Weisester, Sokrates, es nicht verschmäht, dem Wandel des Flohes nachzufolgen und diesen „nächsten Anwohner unseres denkenden Sch's“ seiner tieferen Betrachtung für würdig zu erachten.

Nachwelt gekommen ist. Ein gewisser Novellius Torquatus leerte, wie Plinius berichtet, einen Humpen der drei römische Congien (etwa 10 l) faßt, auf einem Zug ohne abzusetzen. Besonders rühmend wird dabei noch hervorgehoben, daß er beim Trinken nicht Athem hole noch ausspude, und im Becher niemals so viel zurücklasse, daß es auf die Tafel geiprigit, ein Geräusch mache.“ Dies war damals die Art der Nagelprobe: Kaiser Tiberius, der in seinen jungen Jahren selbst ein wackerer Becher gewesen war, schenkte Novellius Torquatus, dem „Tricongius“ (zwölf-Flaschen-Mann), wie er genannt wurde, seine besondere Gunst und beförderte ihn durch alle Ehrenstellen bis zum Prokonsul. Ein vielvermögender Mann im Trinken war auch der junge Cicero, des bekannten Redners Marcus Tullius Cicero gleichnamiger Sohn. Dieser junge Mann studierte zu Athen, beschäftigte sich dort aber weniger mit den Wissenschaften, als mit dem Vertilgen möglichst großer Quantitäten Falerner- und Ciberweines. Dies hinderte ihn aber nicht, dem „Alten“ nachhause die rührendsten Briefe zu schreiben, wie eifrig er studire, und in die Vorlesungen laufe, und wie er sich demüthigt mit dem Herrn Vater über Philosophie und sonstige Wissenschaften unterhalten wolle. Der junge Cicero war übrigens nur ein „Bicongius“, ein acht-Flaschen-Mann; immerhin eine durchaus achtbare Leistung. Auch M. Antonius, der Triumvir, war ein großer Trinker und schämte sich dessen nicht; ja er schrieb sogar zum Lobe des Trinkens eine Schrift, die er kurz vor der Schlacht bei Actium veröffentlichte.

Schließlich wollen wir nicht vergessen, darauf hinzuweisen, daß auch schon die alten Gastwirthe, ähnlich wie ihre heutigen Kollegen, ihren Häusern irgend einen bestimmten Namen zu geben liebten, worunter wie heutzutage auch allerhand Gethvie eine Rolle spielte. Auch durch Wirthshauschilder wurden die Gasthäuser im Alterthum kenntlich gemacht. So hat man in Pompeji eine Kneipe „Zum Elefanten“ entdeckt, und in Rom gab es ein Wirthshaus „Zum Hahn“, das sich nicht weit vom Forum befand.

Ueberblicken wir nun die allgemeine Stellung und Lage der Wirthshäuser des Alterthums und vergleichen wir dieselbe mit den Verhältnissen der Jetztzeit, so müssen wir jedenfalls eingestehen, daß auf diesem Gebiet eine Aenderung eingetreten ist, und zwar zum Besseren. Die Wirthshäuser und Gastwirthe nehmen bei uns eine berechtigte und geachtete Stellung in unserer bürgerlichen Verkehrs- und Gesellschaft ein, und speziell wir Deutsche haben ein Wirthshausleben, das, wie auch fremde Nationen unverhohlen eingestehen, meist an Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit keinesgleichen sucht. Es genügt, daran zu erinnern, daß unsere bedeutendsten Dichter, ich nenne Namen wie Goethe, Bürger, Arndt, Hoffmann v. Fallersleben, Scheffel u. a., es nicht verschmäht haben, diesem frohen, harmlosen Treiben ihre beliebtesten Lieder zu singen. Vielleicht ist der Umschwung, der in dieser Beziehung im Gegensatz zum Alterthum gerade bei uns Deutschen eingetreten ist, zu einem großen Theil wohl auch dem Einflusse unseres Bieres zuzuschreiben. Kein anderes Getränk scheint so sehr dazu angethan zu sein, eine rechte, echte, solide Heiterkeit und Gemüthlichkeit herborzuzaubern, als der braune Gerstenkaff. Mir ist dies namentlich inmitten des Lärmens und Hastens der gewöhnlichen Weinstuben in Frankreich aufgefallen. Hier wird immer das Nationalgetränk der Deutschen bleiben, ja es ist augenblicklich, dank seiner gehaltvollen Kraft, auf dem besten Wege, immer größere Kreise in seinen Zauberkreis zu ziehen. Es ist noch gar nicht lange her, seit „der Bier in brauner Jacken“ aus Baiernland seinen Siegeszug um die Welt antrat; heute aber dürfte es kaum ein Land auf der Erde geben, wo dieser deutsche Trunk nicht zu finden wäre und aufrechtige Freunde und Anhänger gefunden hätte. Haben doch unlängst einige japanische Professoren eine Bierreise im wahren Sinne des Wortes nach Deutschland gemacht, um unsere Brau- und Bierverhältnisse zu studiren und ihre so gewonnenen Kenntnisse in der Heimath nützlich zu verwerten. Selbst unsere liebenswürdigen Nachbarn am Rheinstrom wissen dem „hock“, dem schäumenden Gerstenkaff, trotz all des grimmigen Redandgeschreies und Deutschenhasses Geismack und Interesse abzugewinnen. Keines der feineren Hotels, Restaurants und Cafés auf den Boulevards kann sich nunmehr dem Einflusse dieses braunen Stoffes entziehen; auch eine Eroberung Deutschlands auf „geistigem“ Gebiet, und meiner Ueberzeugung nach nicht die schlechteste! H. Griebnow.

## Land- und Hauswirtschaft.

## Die Hamster-Vertilgung.

Der Hamster, *Cricetus frumentarius*, hat sich in vielen Gegenden, besonders in Thüringen und der Provinz Sachsen, derartig vermehrt, daß der von ihm angerichtete Schaden ein kolossaler zu nennen ist. Der Landwirtschaftliche Verein des Fürstenthums Halberstadt und der Grafschaft Wernigerode hat in richtiger Erkenntniß dieses großen Uebels immer wieder von Zeit zu Zeit die Frage der Hamster-Vertilgung in seine Tagesordnung aufgenommen, ihm gebührt auch jetzt wieder das Verdienst, neues Leben in die vielfach im Argen liegenden Nachstellungsmethoden dieses schädlichen Nagers gebracht zu haben.

Nur einem Schädling, gehöre er zu den Säugethieren, den Insekten, Parasiten oder dergleichen, erfolgreich nachstellen zu können, ist es Bedürfnis, zuvor seine Lebensweise zu studiren und dieser entsprechend die Verfolgung einzuleiten. Ich lasse daher zunächst die Lebensweise des Hamsters folgen, die ich unter Benützung des vorzüglichen Werkes Brehm's Thierleben und aufgrund eigener, wie der Beobachtungen meiner Leute, zusammengestellt habe.

Der Hamster, dieses lieblich recht hübsche, geistig aber um so häßlichere, boshafte und bissige Geschöpf, erreicht eine Gesamtlänge von 30 cm, wovon auf den Schwanz etwa 5 cm kommen. Der Leib ist untereist, der Hals dick, der Kopf etwas zugespitzt, die häutigen Ohren sind mittellang, die Augen groß und hell, die Beine kurz, Füße und Zehen zierlich. Die dicke, glänzende Behaarung besteht aus kürzeren und weicheren Wollhaare und längeren steiferen, auch dünner stehenden Grannenhaaren. Die Färbung des Oberkörpers ist gewöhnlich lichtbraun, die Unterseite dagegen schwarz. Es giebt aber auch verschiedene Spielarten und werden sogar vollständig weiße gefunden. Er kommt in fruchtbaren Getreidefeldern vom Rhein bis zum Ob vor. In Deutschland fehlt er in den südlichen und südwestlichen Ländern und Provinzen, ebenso in Ost- und West-Preußen; außerordentlich häufig ist er, wie schon erwähnt, in Thüringen und Sachsen. Ein Boden, welcher mäßig feucht, trocken, dabei fruchtbar ist, scheint die Hauptbedingung für sein Wohlergehen zu sein. Er verlangt, daß die Baue, in denen er ausschließlich lebt, dauerhaft sind, er meidet deshalb sandigen Boden, aber auch feintigen, in dem es sich schwer gräbt. Je nach Geschlecht und Alter legt er die Baue verschieden an, die der jungen Hamster sind am flachsten, die des Weibchens tiefer und größer, die des alten Rammlers die größten. Die Baue der älteren Thiere sind leicht an den Erdhaufen zu finden, welche vor der Ausgangsröhre liegen. Er liebt zwei Arten Zugänge, das Fallloch und das Schlupfloch, im bewohnten Bau sind die Zugänge glatt, im verlassenen rauh, beschimmelt und bemooft. Das Weibchen hat im Gegensatz zum Rammeler 2-8 Falllöcher, aber nur ein Schlupfloch. In jedem Baue befinden sich eine oder mehrere Vorrathskammern, in welche sie das reife Getreide mit den Backentaschen eintragen, um bei schlechter Witterung, besonders aber während des Winters, davon das Leben zu fristen. Bei dem Einsammeln des Getreides zeigt er außerordentliche Geschicklichkeit, mit den Vorderfüßen führt er das Getreide, das er eintragen will, den Backentaschen zu. Wird er bei seiner Arbeit gestört, so setzt er sich auf das Hintertheil und sieht den Störenfried, auch wenn er ihm überlegen ist, starr an, jeden Moment bereit auf ihn loszufahren und von den Zähnen Gebrauch zu machen. Er wehrt sich gegen jedes Thier, so lange er kann und bleibt oft ungeschickten Feinden gegenüber Sieger. Er hat eine große Geschicklichkeit, seinen Bau aufzufinden und darin sehr schnell zu verschwinden. Auch gegen seine Stammesgenossen ist er stets feindlich, der Rammeler beißt sogar das Weibchen todt, wenn er außer der Paarungszeit mit ihm zusammentrifft.

Die schon vorhin erwähnte Vertilgungsmethode wird, da sie auch die noch im Bau bei der Mutter lebenden Kleinen mit einem Schläge vernichten kann, sich wahrscheinlich besser bewähren, und sollte von jedem Landwirth, der Hamster im Felde hat, probirt werden. Man fertigt sich aus einer Mischung von 100 Pfd. Chilisalpeter, 6 Miegen geiebter Holzruß und 8 Pfd. Schwefel Patronen an. Es wird zuerst eine Papierhülle über einen passenden Stock gesteckt, in der Größe,

daß sie ungefähr 108 g der Mischung faßt. Oben in die Patrone steckt man ein Stück Zündschnur von 18 cm Länge, welches durch einen Knoten gegen das Herankrutschen geschützt ist. Die heranstehende Zündschnur einer so gefertigten Patrone wird angezündet und ohne viel Geräusch in das Fallloch versenkt, indem man gleichzeitig die übrigen Röhren zutritt. Der Qualm, den die Patrone entwickelt, ersticht alles, was in dem Bau lebt, vorausgesetzt, daß der Hamster nicht zugefetzt hat. Findet man einen Bau trotzdem wieder bezogen, so wird eine zweite Patrone gewiß zu dem gewünschten Ziele führen. Diese Methode empfiehlt sich besonders im Frühjahr bis zu und nach der Ernte, wo die Hamster in frischen Baue leben und, wie schon erwähnt, die Möglichkeit vorhanden ist, außer den Alten, auch ihre Jungen zu vernichten, ein Erfolg, der mit dem Fangen nie zu erreichen ist, sobald die Jungen geboren und wenige Tage alt sind. Dennoch empfiehlt es sich, neben dieser Vernichtung durch Salpeterpatronen, das Fangen beizubehalten. Man sorge nur dafür, daß die Thiere in Fallen gefangen werden, in denen sie todt sind, den sogen. Federfallen. Man kauft sonst Gefahr, daß die mit dem Fangen betrauten Leute die weiblichen und kleinen im Falle minderwerthigen Hamster wieder freilassen, damit diese dafür sorgen, daß die Fänger auch im nächsten Jahre wieder lohnenden Verdienst finden. Auch muß das Fangen den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt werden, auch dann noch, wenn die mit dem Fange betrauten Leute keinen lohnenden Verdienst mehr dabei finden, die Geldhülse, die den Hamsterfängern in dieser Zeit zu gewähren ist, macht sich reichlich bezahlt. Auch vertraue man nur gewissenhafte Leute mit dem Hamsterfangen, die nicht unter dem Vorwande des Hamsterfangens sich anderen unerlaubten Erwerb durch Fangen von Wild etc. machen.

Wit den besten Vertilgungsmethoden ist aber, den kleinen Bestigern besonders, kaum Ersprießliches zu leisten, wenn die Nachbarn lässig und gleichgiltig gegen die Hamsterplage sind. Der fleißige, sorgsame Wirth muß schließlich in seinen Bemühungen, da sie erfolglos bleiben, erlahmen, kaum sind seine Felder frei von Hamstern, so läßt ihm dies Ungeziefere vom Nachbar in ungezählten Mengen wieder zu. Es ist daher nicht dringend genug zu empfehlen, daß durch landrätliche Verordnungen und die schärfste polizeiliche Kontrolle jeder einzelne Landwirth zur Vertilgung der Hamster angehalten wird. Nur auf diese Weise können die großen Mengen Getreide, die die Hamster vertilgen, dem ihrer sehr bedürftigen Landwirth erhalten bleiben. Wie groß die Getreidemengen sind, welche von den Hamstern vernichtet werden können, läßt sich aus nachfolgenden Zahlen ersehen. In einer Feldmark von 24,000 Morgen sind in den letzten vier Jahren 228,321 Hamster gefangen und zwar  $\frac{1}{3}$  im Herbst und  $\frac{1}{3}$  im Frühjahr. Da ein Hamster gewöhnlich 6 Miegen Getreide einträgt, der größte Theil der im Herbst gefangenen dies sicherlich schon besorgt hatte, als er gefangen wurde, so kann sich jeder Leser selbst ein Bild machen, von den großen Quantitäten Getreide, die die Hamster in vorliegendem Falle verborben haben, von dem Schaden an den grünen Früchten ganz abgesehen. Ich glaube daher wohl, daß der Herr recht hat, der mir die Bemerkung machte: in vorstehend erwähnter Feldmark trügen die Hamster mehr Korn ein, als man auf 400 Morgen ernten könne.

Der Hamster ist ein Winterschläfer. Er erwacht, sobald die Erde aufgethaut ist, oft schon im Februar, sicher im März. Anfangs öffnet er die verstopften Löcher nicht, sondern lebt still unten im Bau und verzehrt die eingetragenen Vorräthe. Gegen die Mitte des März erschließen die alten Männchen, gegen Mitte April die alten Weibchen das Fallloch. Jetzt suchen sie sich bereits außen Nahrung, tragen von frisch besäeten Ackerfrüchten Getreide in ihren Bau und verschmähen auch die grünen Saaten nicht, welche sie später ausschließlich nagen. Zu dieser Zeit pflegen sie einen neuen Bau zu graben, in welchem sie den Sommer zu verleben gedenken, und sobald dieser fertig ist, paaren sich die Geschlechter. Der Sommerbau ist gewöhnlich nur 20 cm tief. Ende April begeben sich die Männchen in die Behausung der Weibchen und leben friedlich einige Tage mit ihnen, beide zeigen sogar insofern eine gewisse Anhänglichkeit an einander, als sie sich gegenseitig beißen, wenn es gilt, eines oder das andere zu vertheidigen. Kommen zwei

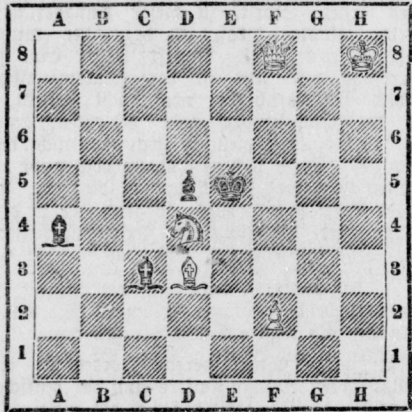
Männchen zu einem Weibchen, so beginnt ein heftiger Zweikampf, bis der Schwächere unterliegt. Sobald das Weibchen sich befruchtet fühlt, so veranlaßt es den Hämmler durch Güte oder durch Gewalt, sich zu entfernen, und unter dem eben noch so zärtlichen Liebesleuten herrscht dieselbe Erbitterung wie gegen jedes andere fremde Geschöpf. Etwa 4-5 Wochen nach der Begattung, zum ersten male gegen Ende Mai, zum zweiten male im Juli, wirft das Weibchen in seinem weichen und warm ausgefütterten Neste sechs bis achtzehn Junge, es werden aber auch zuweilen bis zweiundzwanzig geboren. Sie kommen nackt zur Welt, die Haare entwickeln sich aber schon nach wenigen Tagen, am neunten Tage werden sie sehend und beginnen im Nest herumzukriechen. Zwei Wochen alt, fangen sie an zu wühlen und sobald sie dies können, denkt die unfreundliche Alte daran, sie selbständig zu machen, d. h. sie jagt sie einfach nach dem Bau. Diese Jungen verfrachten sich mit Vorliebe in vorhandene flache Baue, auch Maulschäpfer, oder graben sich selbstständig frische, die aber so wenig sichtbar sind, daß sie meist der Nachstellung entgehen. Da die im Mai geborenen noch im Herbst fortpflanzungsfähig sind, so läßt sich leicht ausrechnen, daß ein Hämmlerpaar einschl. seiner ersten Nachzucht imstande ist, in einem Jahre hundert Nachkommen zu züchten. Hieraus erklärt sich die kolossale Vermehrung, trotz der in vielen Gegenden eifrig betriebenen Nachstellung. Ihre größten Feinde unter den Thieren sind Mitis, Wiesel, Bussard und Eulen, auch Raben. Der Mitis und große Wiesel folgen ihnen in die Baue, sie sind ununterbrochen auf ihrer Fährte und tödten sie, wo sie nur können. Man sollte auch diese darum gerade in an Hämmlern reichen Gegenden schonen, statt sie zu verfolgen. Am meisten wird den Hämmlern von Menschen nachgestellt, in Thüringen und Sachsen giebt es viele Leute, die ein Geschäft daraus machen, die Hämmler bezw. das eingetragene Korn auszugraben, oder jene zu fangen. Mit dem Fangen allein ist aber eine erfolgreiche Vertilgung nur schwer durchzuführen, und in neuerer Zeit ist eine Methode in Aufnahme gekommen, die wahrscheinlich sicherer zum Ziele führt. Das Fangen ist besonders deshalb nicht von dem gewünschten Erfolge, da es die kleinen Hämmler, welche in den unscheinbarsten Bauern leben, verschont. Infolgedessen bleibt in jedem Jahre reichlicher Bestand für das folgende.

**Schach.**

Bearbeitet von E. Schallopp.

**Aufgabe Nr. 319.**

Von Dr. S. Gold in Wien. („Magdeburger Zeitung“)



Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt. (5+4.)

**Partie Nr. 217.**

Gespielt zu Nordsee am 23. Juli 1888.  
Königspringergambit.

S. Meiger.	E. Schallopp.	e5: wegen 7. Lc4-f7+ 7. Lc4-e6:
1. e2-e4	e7-e5	f7-e6: 8. Dd1-e2 d6-e5: 9. De2
2. f2-f4	e5-f4:	-e5: Dd3-d5 oder 8. ... d6-d5 ac.
3. Sg1-f3	Sg3-f6	6. e2-e4
4. e4-e5	Sf8-h5	Des scheint die stärkste Fortsetzung
5. d2-d4	d7-d5	zu sein.
Hier ist d7-d6 bei weitem vorzu-		6. .... Sb8-c6
ziehen. Die Fortsetzung kann sein:		Besser e7-e6, obwohl nach 7. e4-
6. Lf1-e4 Lc8-e6 (nicht etwa d6-		d5: c6-d5: der Bd5 bereinigt steht.

S. Meiger.	E. Schallopp.	13. Ld2-e3:	f4-e3:
7. e4-d5:	Dd8-d5:	14. Sd3-g5	Sh5-f6
8. Sb1-c3	Lf8-b4	Ein interessanter Zug, durch welchen	
9. Le1-d2	Lb4-c3:	der Punkt f7 noch für eine kleine Weile	
Vielleicht war der Rückzug der Dame		gedeut wird.	
nach d8 vorzuziehen.		15. e3-e4	Dd5-a5
10. b2-c3:		16. d4-d5	Sf6-d7
Weiß hat nun vermöge der verbun-		Auf h7-h6 folgt 17. Sg5-f7:	
denen Bauern das bessere Spiel. Auch		17. Sg5-f7:	O-O
steht der Sh5 nicht günstig.		18. e5-e6	Sd7-f6
10. ....	Se6-e7	19. Tf1-f6!	g7-f6:
11. Lf1-e2	Se7-f5	20. Dd1-d4!	Tf8-f7:
Das mit diesem Zuge eingeleitete		Schwarz hat nichts besseres. Weiß	
Manöver ist nachtheilig für Schwarz.		drohte 21. Dd4-g4+.	
Besser war j denfalls die einfache Ent-		21. e6-f7+	Kg8-f7:
wicklung durch Le8-f5 (auch schon im		22. Ta1-f1	f6-f5
vorigen Zuge). Auch g7-g5, etwa		Die Dame kann keine Deutung brin-	
mit der Fortsetzung 12. O-O Th8-		gen. Auf Da5-a6 folgt 23. e4-e5.	
g8 13. Sf3-g5: Tg8-g5: 14. Le2-		(Auf Kf7-g8 folgt 23. Dd4-f6	
f3 Dd5-e6 kam wegen der geöffneten		Da5-c5 24. Lh5-f7+ nebst 25. Lf7	
f-Linie in Betracht. Freilich geht		-g6+ ac; auf Kf7-e7 dagegen	
dabei der Bf4 sicher verlo.en.		23. Dd4-e5+ und in wenigen Zügen	
12. O-O	Sf5-e3	Matt.)	

**Kleine Mittheilungen.**

Problemturnier des deutschen Schachbundes. Mit dem 1889 zu Breslau abgehaltenen VI. Kongreß des deutschen Schachbundes wird wiederum ein internationales Problemturnier verbunden. Dasselbe zerfällt in zwei Abtheilungen, eine für Vierzügler und eine für Dreizügler; jeder Bewerber kann in einer von beiden Abtheilungen oder in beiden mit je einem Problem konkurriren. Die Probleme sind auf Programme und mit Motto an Herrn Kaufmann Berthold Schäfer, Breslau, Neuhof 13, vorzulegen einzuliefern und müssen bis zum 31. Dez. 1888, bis wohin auch Nachträge und Berichtigungen zulässig sind, zur Post gegeben sein. Der Name des Verfassers ist in geschlossener Hülle der Sendung beizufügen. Ein Satz 2 M. für jedes Problem; Preis für die erste Abtheilung 100, 80 und 60 M., für die zweite 80, 60 und 40 M., außerdem ein von Herrn Joh. Berger in Graz gestifteter Spezialpreis von 100 M. für die beste Gesamtleistung.

**Schachbriefkasten.**

Herrn S. Ehrhardt hier. Zu Nr. 311-314 erhielten wir Ihre richtigen Lösungen. Wegen Nr. 315 später.

**Räthsel.**

**Charade.**

(Zweifsilbig.)

Von B. G. in Halle.

Woh! dem, dem frei mein Erstes steht  
Und der mit Glück zu Werke geht,  
Denn es erwächst ihm wohl gar Wein,  
Wenn's besser möchte anders sein.  
Gar oft sind wir nicht recht zufrieden  
Mit dem, was uns dadurch bechieden,  
Und es bleibet ein fataler Schluß,  
Dem man sich ruhig fügen muß.  
Mein Zweites ist wie Sturmestweh,  
Tod und Verderben, Untergang;  
Im hohe Güter ist's ein Kampf.  
Bei Schwertklingen, Pulverdampf.  
Die Massen auf einander eilen,  
Muth, Kraft, Geschick den Sieg erkellen;  
Doch auch die Hoffnung manchmal trägt  
Nicht immer, daß das Gute siegt!  
Mein Ganzes steht jetzt noch bedor.  
Staatsbürger, alle Mann hervor!  
Heran zu edlem Gethieskampfe  
Ihn' Schwertgetir und Pulverdampf;  
Doch wolt im Ringen der Parteien  
Euch mit den Freunden nicht entzweien.  
Ihn' jeder Übergangstretten,  
Dann ist der Regen auch dabel!

**Akrostichon.**

Von —.

Vor die nachstehenden 26 Worte ist je ein Zeichen zu setzen, so daß 26 neue Worte entstehen. Die vorgelegten 26 Zeichen ergeben ein bestimmtes Sprichwort:  
Eien, Neß, auch, Raube, mir, Abel, Amen, Raum, Bier, Eib, Arm, Sau, und, Gent, Kübe, Neiß, Pera, Eder, ach, Wein, aus, Odo, Eder, Amen, Ditter, noch.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:  
Des Steigerräthsel's: Ham, Hammer, Hämmler.  
Des Arithmogriph's: Bohngrün, Orgel, Seine, Engel, Neger, Glorie, Regen, Hagel, Nil.  
Des Silbenräthsel's: Saratow, Cisterna, Serobes, Laterit, Ethenkohl, Sahara, Israhel, Etappe, Katron (Schlesien, Westfalen).

